

Im Buchhandel und bei der Post beträgt der Preis für die Monatsschriften (jährl. 10 Hefte) M. 12,—, für die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben (jährl. 5 Hefte) M. 10,—, für die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung (jährl. 5 Hefte) M. 4,—.
Einzelne Hefte der MH f. K. u. G. kosten M. 2,50, einzelne Hefte der MH f. V. M. 1,50.

Inhalt

Literatur-Berichte

(Beiblatt)

Anmeldungen zur C. G. sind zu richten an die Geschäftsstelle Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55; dorthin sind auch die Rezensionsexemplare und Manuskripte einzusenden. — Die Bedingungen der Mitgliedschaft siehe auf der 4. Umschlagseite.

MONATSHEFTE
DER COMENIUS-GESELLSCHAFT FÜR VOLKS-ERZIEHUNG

SCHRIFTLEITUNG: FERD· JAK· SCHMIDT
HOHENZOLLERNDAMM 55 BERLIN-GRUNEWALD
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

N. F. Band 10 | April 1918 | Heft 2

Die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung erscheinen Mitte Februar, April, Juni, Oktober und Dezember. Die Mitglieder erhalten die Blätter gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 4. Einzelne Hefte M. 1,50.

DIE SITTLICHEN WERTE IM PREUSSISCH-DEUTSCHEN MILITARISMUS

Von Dr. Kurt Sternberg



Daß der Zusammenhang zwischen unserem Militarismus und der Moral ein überaus enger ist, läßt sich leicht erhärten durch einen Blick auf die militärische Grundforderung einerseits und die Struktur des Moralischen andererseits. Was wir von jedem Soldaten vor allem verlangen, ist dies, daß er seine Pflicht tue ohne Rücksicht auf sein Leben, daß er bei der Pflichterfüllung, wenn nötig, selbst in den gewissen Tod gehe. Die militärische Grundforderung ist also nichts anderes als die Forderung der Unabhängigkeit vom Leben, der Erhebung über das Leben. Diese Forderung ist aber eine sittliche, ja, sie ist die sittliche Grundforderung selbst; denn in nichts anderem besteht — wenigstens nach der negativen Seite hin — das Wesen der Moralität als in der Unabhängigkeit vom Leben, der Erhebung über das Leben. Zwar hat man versucht, die Sittlichkeit in den Dienst des Lebens zu stellen, das Gute bzw. Schlechte mit dem für das Leben Förderlichen bzw. Schädlichen zu identifizieren; allein ein solcher Standpunkt, mag er sich auch die Errungenschaften modernster Biologie zu Hilfe rufen, sollte zum mindesten seit Kant unmöglich sein, falls man nicht etwa der berechtigten Ansicht ist, daß ihm schon Sokrates und Plato in ihrer Polemik gegen die Sophisten den Garaus gemacht haben.[1] Kant hat uns nämlich gezeigt — und die Philosophie des deutschen Idealismus im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts hat daran festgehalten —, daß wir bei der moralischen Betrachtungsweise einen ganz anderen Standort einnehmen als bei der psychologisch-biologischen, daß wir das menschliche Wollen nach

[1] Vgl. hierzu Bruno Bauch: „Die Diskussion eines modernen Problems in der antiken Philosophie“, Logos, Bd. V. Heft 2.

seinen psychischen Motiven und biologischen Tendenzen verstehen, d. h. es auf das Leben beziehen, daß wir es aber auch sittlich bewerten, d. h. es an und für sich und ohne Beziehung auf das Leben beurteilen können. Was den Interessen des Lebens dient, ist gewiß nicht ohne weiteres unsittlich, es kann mit dem Inhalt der sittlichen Forderung koinzidieren; es braucht dies aber keineswegs der Fall zu sein, die sittliche Würde einer Handlung ist von ihrem praktischen Nutzen unabhängig und offenbart sich sogar am leuchtendsten da, wo Pflicht und Neigung auseinandergehen, wo die Handlung auf Kosten des Nutzens oder gar des Lebens geschieht. Sofern wir nun gerade solche Handlungen von unseren Soldaten verlangen, sofern die militärische Ausbildung gerade auf die Erzielung solcher Handlungen gerichtet ist, tritt die moralische Natur unseres Militarismus, seine unlösliche Verknüpfung mit der Moral, auf das klarste hervor. Sein Prinzip ist nicht nur ein moralisches, es ist das moralische, es ist das der Moral selbst, und die ihm zugrunde liegende Idee ist keine andere als die der Moralität.

Hieraus ergeben sich aber weitere wichtige Konsequenzen für die Bestimmung seines Wesens. Wenn die Sittlichkeit eines Wollens nicht in seiner Beziehung auf das Leben liegt und somit auch nicht in seinen auf das Lebensförderliche gerichteten psychischen Motiven, so kann sie allein in ihm selbst begründet sein; der sittliche Wert einer Handlung muß darin bestehen, daß sie um ihrer selbst willen gewollt, daß die Sache einzig der Sache selbst wegen getan wird. Gerade dies ist aber in unserem Heer der Fall! Verlangen wir von unseren Soldaten, daß sie unabhängig von den sie jeweils bewegenden subjektiven Motiven unter Hintansetzung, ja, Preisgabe des Lebens ihre Pflicht tun, so fordern wir sie zu nichts anderem auf, als daß sie eine Handlung um ihrer selbst willen, eine Sache einzig der Sache wegen tun. Ist die unserem Militarismus immanente Idee die der Moralität, so ist sie eben die vollkommener Sachlichkeit und Objektivität.

Liegt nun aber der moralische Wert einer Handlung in ihrer vollendeten Sachlichkeit und Objektivität, ist er von allen subjektiv-psychischen Motiven unabhängig, so kann als Beweggrund für sie einzig die Achtung vor der Pflichterfüllung und dem Sittengesetz selbst in Betracht kommen, und die Sittlichkeit einer Handlung liegt in nichts anderem als in dem Gehorsam gegenüber dem Gesetz. Kant hat dies in seinem kategorischen Imperativ zum Ausdruck gebracht, welcher besagt, daß diejenige Handlung sittlich ist, deren Willensmaxime zu einem allgemeinen Gesetze taugt, daß derjenige sittlich handelt, der da will, daß jeder andere an seiner Stelle ebenso handeln soll. Die Konsequenz für die Bestimmung des Wesens und der Natur unseres Militarismus liegt auf der Hand. Ist sein Prinzip die Moralität und Objektivität, so kann es kein anderes sein als die Gesetzmäßigkeit als solche, als die Befolgung des Gesetzes. In der Tat verlangt unser Heer von jedem seiner Angehörigen, mag es sich nun um den geringsten Soldaten oder um den höchsten General handeln, daß er sich von nichts anderem leiten lasse als von der Vorstellung seiner Pflicht, der Achtung vor dem Gesetz. Auf eine Formel gebracht, muß diese militärische Forderung gerade so lauten, wie Kant das Sittlichkeitsprinzip in seinem kategorischen Imperativ formuliert hat, nämlich daß jeder Heeresangehörige so zu handeln hat, wie er will, daß jeder andere an seiner Stelle gleichfalls handeln soll. Die unserem Militarismus zugrunde liegende Idee offenbart sich uns somit als die Idee der strikten Pflichterfüllung, des unbedingten Gehorsams unter das Gesetz.

Wer statuiert nun eigentlich das Gesetz, dem der sittliche Mensch folgt? Da bei der sittlichen Handlung jegliche Beziehung auf das Leben mit seinen mannigfaltigen Interessen ausgeschaltet ist, so kann jenes Gesetz auch nicht von den zufälligen Lebensinhalten und -umständen gegeben werden, also überhaupt nicht von außen her; der sittliche Mensch gibt sich vielmehr sein Gesetz selbst mit seiner Vernunft, es folgt aus dieser mit Notwendigkeit. Erst hiermit haben wir den äußersten und letzten Punkt in der Bestimmung des Moralischen erreicht, und Kants größtes Verdienst um die Ethik ist noch nicht darin zu erblicken, daß er die Sittlichkeit als Achtung vor dem Gesetz festgelegt hat, sondern erst in dem Nachweis, daß dieses Gesetz ein selbstgegebenes ist. Von hier aus offenbart sich nun auch erst der tiefste Kern des preußisch-deutschen Militarismus. Gewiß ist für diesen die Forderung unbedingten Gehorsams charakteristisch; aber man hat es oftmals übersehen, daß es sich im letzten Grunde einzig um den Gehorsam gegenüber Gesetzen handelt, die jeder Soldat sich als vernünftiges Wesen selber gibt und geben muß. Nur weil dem so ist, kann überhaupt heutzutage noch jener Gehorsam verlangt und durchgesetzt werden. Der Soldat leistet den Befehlen seiner Vorgesetzten Folge, weil er sie als notwendig und vernünftig anerkennt, weil er sie sich also letztlich selbst mit seiner eigenen Vernunft gibt. Eben hierin liegt die sittliche Freiheit des deutschen Soldaten, und diese Freiheit ist die stärkste Wurzel seiner Kraft und somit auch seiner Siege. Wohin im Gegensatz hierzu die sittliche Unfreiheit, der erzwungene Gehorsam gegenüber einem nicht als selbstgegeben anerkannten Gesetze, führt, das hat in diesem Krieg der russische Soldat gezeigt. Ihm konnten den Sieg nicht einmal die Maschinengewehre bringen, die man zur Erzwingung seines Gehorsams in seinem Rücken aufgestellt hatte. In unserem Heer sind solche Mittel nicht von nöten; denn unsere Soldaten folgen willig den Befehlen ihrer Vorgesetzten, weil sie in ihnen vernünftige und notwendige, selbstgegebene Gesetze erblicken. Wir erkennen somit als die Idee des preußisch-deutschen Militarismus die Idee der Freiheit, der Autonomie.

Diese Erkenntnis vermag nun keineswegs widerlegt zu werden durch den Hinweis auf den jedem gedienten Soldaten zur Genüge bekannten Umstand, daß der Soldat von seinen Vorgesetzten oft genug Befehle erhält, die er keineswegs in ihrer Notwendigkeit begreift und insofern auch nicht als selbstgegebene erachten kann. Hier ist von vornherein zu bemerken, daß es unmöglich dem Gutdünken des einzelnen überlassen werden kann, auszumachen, ob ein Befehl ein vernünftiger und notwendiger ist, und darum wird mit Recht von dem Soldaten die Befolgung jedweden Befehls als eines solchen verlangt. Der Soldat sieht als vernünftiges Wesen ein, daß eine militärische Ordnung gar nicht möglich ist, wollte jeder den Gehorsam verweigern, der von der Richtigkeit eines erhaltenen Befehls nicht überzeugt ist, und in dieser Einsicht liegt der moralische Grund dafür, daß er jedwedem Befehl als solchem Folge leistet, auch wenn er seine Vernünftigkeit und Notwendigkeit im einzelnen Falle nicht anzuerkennen vermag. So bleibt die Idee der Autonomie unter jeder Bedingung zum mindesten in bezug auf die militärische Gesetzlichkeit im allgemeinen gewahrt, wenn sie sich auch auf den speziellen Befehl nicht immer anwenden läßt. Allein solche speziellen Befehle, solche Einzelfälle, die zu der Idee im Widerspruche stehen, sind keineswegs imstande, sie aufzuheben. Zwar soll die Idee gewiß das Prinzip aller Einzelfälle darstellen; allein Ideen sind eben als Ideen ins Unendliche weisende Aufgaben

und darum noch nicht ohne weiteres realisiert, sie sollen vielmehr allererst realisiert werden.

Der Zusammenhang von preußisch-deutschem Militarismus und Moralität ist vielleicht von keinem modernen Schriftsteller schärfer erkannt und tiefer erfaßt worden als von Thomas Mann in seinen „Gedanken im Kriege", dem ersten der drei Aufsätze, die der Dichter der „Buddenbrooks" unter dem Titel „Friedrich und die große Koalition" zusammengefaßt hat.[1] Ausgangspunkt ist der Gegensatz von Kultur und Zivilisation: „Kultur ist Geschlossenheit, Stil, Form, Haltung, Geschmack ... Zivilisation aber ist Vernunft, Aufklärung, Sänftigung, Sittigung, Skeptisierung, Auflösung, — Geist." Von hier aus gelangt Mann zu einem tiefen Einblick in das Wesen deutschen Geisteslebens, dessen Prinzip er als ein moralisches erkennt, und damit auch zu der Einsicht in die unlösliche Verknüpfung des deutschen Militarismus mit der sittlichen Kultur Deutschlands: „Mit unserem Moralismus ... hängt unser Soldatentum seelisch zusammen, ja, während andere Kulturen bis ins Feinste, bis in die Kunst hinein die Tendenz zeigen, völlig die Gestalt der zivilen Gesittung anzunehmen, ist der deutsche Militarismus in Wahrheit Form und Erscheinung der deutschen Moralität."

Die moralische Struktur des preußisch-deutschen Militarismus ist übrigens schon von jeher in der deutschen Literatur erkannt und gewürdigt worden, so bereits in Lessings „Minna von Barnhelm". Daß Lessing die sittlichen Grundlagen des preußischen Militarismus zu erfassen vermochte, ist um so anerkennenswerter, als er selbst gar nicht Preuße, sondern Sachse war, und in Anbetracht des Spannungsverhältnisses, das damals zwischen Sachsen und Preußen bestand, ist sein Verständnis für die preußische Kultur und ihre vielleicht charakteristischste Erscheinungsform, den Militarismus, ein Beweis wahrhaft großer Objektivität. Die Beziehung des Nichtpreußen Lessing zum preußischen Militarismus spiegelt sich nun wieder in dem Verhältnis der männlichen Hauptperson seines Dramas, Tellheims, zum preußischen Heere. Wie der Sachse Lessing zur dichterischen Verherrlichung des preußischen Soldatentums durch die Bewunderung der dieses beherrschenden sittlichen Kräfte geführt wird, so ist der Kurländer Tellheim in die preußische Armee eingetreten aus Achtung vor der sittlichen Persönlichkeit ihres Führers, des großen Friedrichs, und der von ihm vertretenen Sache. Tellheim sagt einmal: „Man muß Soldat sein für sein Land oder aus Liebe zur Sache, für die gefochten wird." Indem so Tellheim-Lessing die „Liebe zur Sache" als konstitutives Element des preußischen Soldatentums aufzeigt, erkennt er die Sachlichkeit, die Objektivität, die Moralität als das Prinzip des preußischen Militarismus. Seine moralischen Triebkräfte weist Lessing auch im einzelnen nach, wenn er die Ehrenhaftigkeit, die Treue, den kameradschaftlichen Sinn usw. als die typischen Eigenschaften des preußischen Soldaten kennzeichnet.

Niemals aber ist der moralische Charakter des preußischen Militarismus tiefer erfaßt und dichterisch vollendeter zum Ausdruck gebracht worden als in Kleists Drama „Prinz Friedrich von Homburg". Die Schilderung, wie Kleist bei seiner Verklärung des brandenburgisch-preußischen Soldatenstaats die diesem innewohnenden sittlichen Werte im einzelnen entwickelt, würde zu weit führen; wir müssen uns darauf beschränken, das Prinzip der Kleistschen Darstellung zu

[1] Erschienen als 5. Band der „Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte" bei S. Fischer, Berlin 1915.

exponieren. Dieses ist aber nichts anderes als die Einsicht, daß die Selbstgesetzgebung der Vernunft die Idee des preußischen Militarismus ist. Gegen diese Idee sündigt der Prinz, indem er sich „Order vom Herzen" geben läßt statt von der Vernunft, statt der des Gesetzes zu folgen. Darum muß ihn der Kurfürst als oberster Kriegsherr trotz aller mildernden Umstände und trotz aller persönlichen Sympathie für ihn der verdienten Strafe entgegenführen. Er gewinnt erst das moralische Recht zur Begnadigung, als der Prinz selbst seinen Fehler einsieht, sich der Autorität des Gesetzes unterwirft, dieses in seinen Willen aufnimmt und selbst die Strafe wünscht, zur Sühne für das begangene Unrecht, zur Wiederherstellung der verletzten und nun doch als notwendig erkannten militärischen Disziplin. So stellt sich die Entwicklung des Dramas dar als das Durchringen des Prinzen von der Heteronomie zur Autonomie, als seine Erziehung durch den und zu dem preußischen Militarismus, und zwar nicht nur zum blinden Gehorsam unter das Gesetz, sondern zur einsichtsvollen und freiwilligen Anerkennung des Gesetzes und der Notwendigkeit, ihm zu folgen.

In der Erziehung zur sittlichen Autonomie — dies zeigt uns Kleists Drama — liegt die ungeheure pädagogisch-moralische Bedeutung des preußisch-deutschen Militarismus. Die Dienstleistung beim Heere ist für unser Volk die hohe Schule der Sittlichkeit, der Jungbrunnen, aus dem es stets neue sittliche Kräfte schöpft. In seinem Heere wird der Deutsche dazu erzogen, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun, einem Gesetz nur um des Gesetzes willen selbst bis zum Tod getreu zu sein, aber einem Gesetz, das letztlich jeder als vernünftiges Wesen sich selber gibt. Gewiß arbeiten Schule, Universität, berufliche Organisationen usw. in derselben Richtung; allein dies ist doch nur zum Teil der Fall, da sich hier auch starke utilitaristische Tendenzen geltend machen, und vor allem fehlt hier das letzte, entscheidende Moment: der Gehorsam gegen das Gesetz selbst unter Preisgabe des Lebens. Nur im Heere wird der Jüngling nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch dazu erzogen, das Leben nicht als der Güter höchstes einzuschätzen; denn hier verliert das Leben jedwede selbständige Bedeutung gegenüber dem Gesetz, und darum kann sich gerade hier die Sittlichkeit am reinsten und leuchtendsten offenbaren.

Mit seinem rein theoretischen Prinzip der Moralität und Objektivität ist der deutsche Militarismus auf das Festeste verankert im Wesen der deutschen Geisteskultur überhaupt. Hat man doch geradezu gesagt, deutsch sein heiße eine Sache um ihrer selbst willen tun! Nicht nur die Idee des deutschen Militarismus, sondern die der deutschen Kultur als solcher ist — gegenüber der pragmatisch orientierten Kultur unserer Feinde — Objektivität, Wahrhaftigkeit, Moralität, wie ich jüngst an anderer Stelle nachzuweisen suchte[1], und wenn dem so ist, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch gerade der deutsche Militarismus ein Produkt, eine Erscheinungsform der deutschen Kultur überhaupt ist. Sein Zusammenhang mit der deutschen Philosophie, speziell der Kants, ist im Verlauf der Untersuchung klar hervorgetreten. Man hat die in Kants kategorischem Imperativ erhobene Forderung mit dem Befehl eines preußischen Unteroffiziers verglichen. In der Absicht, in der diese Vergleichung geschah, nämlich um die

---

[1] Vgl. meine Schrift: „Der Kampf zwischen Pragmatismus und Idealismus in Philosophie und Weltkrieg" (Reuther & Reichard; Berlin 1917).

angebliche Rigorosität der Kantischen Sittlichkeitsauffassung zum Ausdruck zu bringen, ist sie zwar verfehlt; denn sie wird weder dem Umstand gerecht, daß das Gesetz, dessen Befolgung der kategorische Imperativ befiehlt, ein selbstgegebenes ist, noch dem Umstand, daß die sittliche Bedeutung des Gehorsams gegenüber dem Befehl eines militärischen Vorgesetzten einzig darin liegt, daß der Befehl von dem Untergebenen als Gebot seiner eigenen Vernunft verstanden wird. Dennoch liegt der Vergleichung etwas durchaus Richtiges zugrunde, nämlich der Gedanke des Zusammenhangs von Moralität und preußisch-deutschem Militarismus, und dieser Zusammenhang beruht auf nichts anderem als eben auf der von Kant als Sittlichkeitsprinzip aufgewiesenen Idee der Freiheit, der Autonomie. Übrigens ist der preußisch-deutsche Militarismus nicht nur mit der Philosophie Kants innig verknüpft, sondern auch ganz unverkennbar mit der des deutschen Idealismus, vornehmlich Fichtes und Hegels. Dasselbe gilt endlich auch, wenngleich in einem ganz besonderen Sinne, von der Philosophie Nietzsches. Wie der deutsche Militarismus mit der deutschen Philosophie eng verbunden ist, so ist er es auch mit der deutschen Literatur; wir haben dies im vorigen bereits gesehen. Deutsche Philosophie, deutsche Literatur und deutscher Militarismus sind Blüten an demselben Baume deutscher Geisteskultur, und es ist somit kein Zweifel möglich, daß der deutsche Militarismus voll und ganz in der deutschen Kultur wurzelt.

Von hier aus ergibt sich nun die Stellung, welche gegenüber der Erklärung unserer Feinde einzunehmen ist, daß sie nicht gegen das deutsche Volk, sondern nur gegen den deutschen Militarismus kämpfen. Da dieser in unserem Volkstum fest verankert und mit ihm unlöslich verknüpft ist, da er einen integrierenden Bestandteil der deutschen Kultur bildet, so bedeutet der Kampf gegen ihn nichts anderes als den Kampf gegen unser Volkstum, so ist sein Ziel kein anderes als die Vernichtung der deutschen Kultur in ihrem tiefsten Kern, in ihrem innersten Quell. Entweder wissen unsere Gegner dies; dann ist ihre Behauptung eine bewußte Heuchelei. Oder aber der Zusammenhang von deutschem Militarismus und deutschem Geist ist ihnen unbekannt; dann beruht ihre Behauptung auf einer völligen Verkennung des Wesens der deutschen Kultur, die nur durch die komplizierte Struktur der letzteren bis zu einem gewissen Grade entschuldigt werden kann.

Schlimmer aber als diese Verkennung von seiten unserer Feinde ist der Umstand, daß auch ein Teil unserer eigenen Volksgenossen die wünschenswerte Einsicht in die sittlichen Grundlagen unserer Kultur und speziell unseres Militarismus vermissen läßt. Man sieht nur gewisse — wirkliche oder scheinbare — Schattenseiten und Auswüchse unseres Militarismus und vergißt dabei gänzlich, daß einzig er es ist, durch den und zwar speziell durch dessen sittliche Triebkräfte wir nicht bloß einer Welt von Feinden standzuhalten, sondern sogar diese Welt zu besiegen vermochten.

Dieser Sieg unseres Militarismus kann durch nichts großartiger illustriert werden als durch die Tatsache, daß wir unsere Feinde gezwungen haben, selbst zu dem von ihnen bekämpften Militarismus überzugehen. Zwar ist ihre Rezeption des Militarismus zunächst nur eine äußerliche; der sittliche Militarismus Deutschlands ist ihnen fremd, er ist in ihrer pragmatistischen Kultur nicht begründet und wird von ihnen in den Dienst ihrer gegenwärtigen praktischen Interessen gestellt. Allein niemand kann wissen, ob aus dieser äußerlichen Rezeption nicht

noch eine innerliche werden und ob die Aufnahme unseres Militarismus bei unseren Gegnern nicht etwa eine völlige Umgestaltung ihres gesamten kulturellen Lebens herbeiführen wird. Wie es im 19. Jahrhundert die historische Sendung Preußens war, ganz Deutschland den Militarismus und durch ihn die Einheit zu bringen, so ist es vielleicht im 20. Jahrhundert die — möglicherweise gerade durch diesen Krieg zu erfüllende — historische Mission Deutschlands, der ganzen kultivierten Welt seinen Militarismus und damit die echte Sittlichkeit zu bringen. In diesem Sinne würde dann das bekannte Wort zu Ehren kommen, daß die Welt am deutschen Wesen genesen solle.

Umgekehrt würden wir den Krieg moralisch verloren haben, selbst wenn wir die halbe Welt annektiert hätten, falls es bei uns im Anschluß an diesen Krieg wirklich zu jener Entmilitarisierung kommen sollte, welche die allgemeine — mit der großen französischen Revolution in Europa aufgekommene — Verbürgerlichung auch über Deutschland bringen würde und mit welcher unsere Feinde sowie viele unserer Volksgenossen uns beglücken wollen. Wer den deutschen Militarismus vernichten will, der will die hohe Schule deutscher Sittlichkeit vernichten, der will — bewußt oder unbewußt — die deutsche Moral untergraben. Darum kann unser Volk durch Wort und Schrift gar nicht dringlich genug auf die unserem Militarismus immanenten sittlichen Werte hingewiesen werden; es muß in ihm die Erkenntnis geweckt werden, daß auch vom preußisch-deutschen Militarismus und gerade in bezug auf ihn das berühmte, unvergängliche Wort Fichtes gilt, dem zufolge es nicht die Gewalt der Arme, sondern die Kraft des Gemütes ist, welche Siege erkämpft.

HERMANN REICHS TRAGÖDIE „DIE FLOTTE“

Von Prof. Dr. Walter von Hauff-Berlin-Steglitz



Reichs soeben bei Beck in München erschienenes Drama „Die Flotte“ ist vorbereitet durch sein Buch „Michael“, das in den Weihnachtstagen in zweiter Auflage ausgegeben wurde. Was dort zum Aufstieg der Nation geredet wurde und dem Verfasser einen begeisterten Brief der Frau Generalfeldmarschall Hindenburg eingebracht hat, das ist in der Flotte vollendet, denn hier ist der Weg zur Höhe. Zwar ist die Flotte viel früher entstanden — der mitempfindende Leser, der zugleich Schauspieler und Zuschauer ist, fühlt es —, aber sie ist doch das Drama des Weltkriegs, denn wie der Weltkrieg nicht aus dem Jahr 1914 zu erklären ist, so senkt auch Reichs Werk seine Wurzeln weit zurück. Uraltes, Gegenwärtiges und Zukünftiges steht lebendig vor uns wie ein gewaltiger Eichbaum mit Wurzeln, Stamm und Wipfel.

Die einzigartige Bedeutung von Reichs neuester Dichtung ist denn auch sofort erkannt worden. Schon in den letzten Tagen des Dezember schreibt der Theaterkritiker Strecker in der „Täglichen Rundschau“ (Unterhaltungsbeilage zum 21. Dezember 1917): „Mir ist während dieses Krieges kein Drama zu Gesicht gekommen — weder auf der Bühne, noch gedruckt —, das die geschichtliche Größe unserer Zeit in so mächtigem Spiegel auffängt. Noch steht uns ja dieser Weltkrieg zeitlich zu nahe, um dichterisch anders als durch ein Gleichnis erfaßt zu werden. Aber

das eben ist hier in größtem Stil geschehen. Welch ein bedeutenderes Bild von dem Opfermut eines aufs äußerste bedrängten Volkes gibt es, als das der Athener, wie sie ihre Stadt verlassen, sie dem Feinde preisgeben, und an Bord ihrer Flotte gehen, den Übermächtigen zu schlagen? Und wie verkörpern sich in Themistokles, der den Rat dazu gibt, der die große Schlacht wagt und mit Kühnheit wie mit List zum Siege führt — all die unzähligen Helden, die bei uns von Lüttich bis Ösel und Cambrai in unerschütterlichem Mut Sieg um Sieg errungen haben? Es ist ein wahrhaft erhebendes und froh machendes Werk, das über alle deutschen Bühnen gehen sollte."

Dionysische Ekstase, Äschyleischen Schwung und Shakespearische mimische Buntheit verschmelzt Reich zu einem großen modernen Stil. Es ist der Stil des neuen Deutschen Reichs, das aus dem Weltbrand hervorgehen muß, der Stil, der uns frei macht von dem Pseudonaturalismus, der nicht einmal tierische Triebe verherrlicht, sondern die Unnatur von Haustieren, deren sich ihre wilden Genossen schämen würden. Ebensowenig braucht Reich seine Zuflucht zu dunkeln Gestalten oder geheimnisvollen Kräften zu nehmen, wie wir das bei modernen Dichtern gewöhnt sind, die sich so Beachtung erzwingen wollen, er stellt auch nicht Geschichte dar, wobei er die Ausschaltung des Persönlichen versucht: bei ihm liegt alles klar vor Augen in den leuchtenden Farben der griechischen Welt, die er kennt wie kein anderer. Hier kann Diogenes mit seiner Laterne oder der moderne Kritiker mit elektrischem Licht in die geheimsten Winkel leuchten, von allen Seiten ruft's ihnen entgegen: „Bringt nur noch mehr Licht, damit die Welt uns sehe, wir können's vertragen!" Ewigkeitswerte stecken in dem Werk, das den Literarhistorikern und Philosophen kommender Jahre zu tun geben wird. Hier fließt ein tiefer Quell der Seele mit dem Wasser des Lebens.

Milto, das Weib des Themistokles, zeigt uns mit wenigen Worten ein ungeheures, erschütterndes Bild: „Ihr Götter, löst mein Herz von seiner Angst und rettet, rettet unser Land und unsere liebe Stadt Athen. Die Hand der ganzen Welt ist aufgehoben wider uns, auf allen Straßen ziehen Heere, auf allen Meeren fahren Flotten wider uns. O, laßt uns nicht der Knechtschaft Ketten tragen, tilgt nicht das Volk in grausamer Vernichtung! Ihr Ewigen helft uns!"

Wunderbar edel und erhaben tritt sie uns entgegen, und doch Weib durch und durch. Am liebsten möchte sie mit ihrem Themistokles ins ferne Westmeer segeln und in Atlantis' Märchenreich mit ihm am Meere sitzen, glücklich sein und Frieden haben, „einig mit dem Rhythmus des Meeres und des Sternenreigens und mit der großen Harmonie, die durch die Sphären klingt . . ." wie Themistokles sein und ihr innerstes Sehnen ausdrückt. Wohl sucht sie in ihrer Angst den Geliebten zurückzuhalten, zum Perserkönig zu gehen, um ihn zur Schlacht zu bringen, weil sie fürchtet, er möchte niemals wiederkommen, aber „des Lebens Krone, funkelnd in des Sieges Glanz", für ihren Themistokles und mit ihm für Hellas geht ihr doch über alles.

Milto bleibt der einzige Trost des Helden, als er dem Neid zum Opfer fällt. Ein ganz kurzer Auftritt, aber der Abgrund der Dinge spricht daraus zu uns. „Wo sollen wir hin nur in die weite Welt? Das ganze Meer, die Inseln, sie gehorchen heute den Athenern durch dich. Wo willst du die gefallne Größe bergen?" Schärfer kann höchste Tragik nicht zum Ausdruck kommen. Man meint zu versinken in dem gleichen Augenblick, in dem man zu den Sternen emporgehoben wird. Tod

und — Unsterblichkeit. Glänzendster Sieg im vernichtendsten Untergang! Das eben ist wahre Tragik. Wie klein und unwahr erscheint uns demgegenüber das Bestreben, den Helden erst schuldig werden zu lassen, damit er die „moralische“ Berechtigung zum Untergang hat. Höchste Freiheit in der höchsten Notwendigkeit! Wer das nicht versteht, wird nicht den ersten Strich vom A, geschweige das Abc der Tragik und damit echter Menschlichkeit verstehen.

Doch begleiten wir Milto weiter in die Verbannung an den persischen Hof. Ihr graut vor den fürchterlichen Göttern in Belsazars Schloß, wo auf weißer Wand die „Flammenschrift von Götterhand“ erschien. Der Griechengötter „schlanke Herrlichkeit“ weiß nichts von ihrem „greuelvollen Spuk“. Mag griechische Musik die Schreckgestalten bannen! Sie wäre nicht Weib, wenn daneben nicht die persische Pracht ihr Auge blendete: „Diese Perlen, groß wie Haselnüsse, diese Rubinen, Diamanten, dies uralte, goldene Gehänge . . . seltsame Zauberrunen sind drin eingegraben, das Bild der Sonne und des Mondes . . . Grabkammern alter Könige tun sich auf, verwunschenes Kleinod kommt ans Licht und Schätze, die die fabelhaften Greifen hüten. Wir brauchen nur zu wünschen, und von Geisterhänden hergetragen ist alles Reichtums Fülle da, ja unser Glück, es ward zum Märchen in der ganzen Welt und zum Gespräch der Städte und der Gassen.“ Alles wird ihr zum Traum in dieser „blauen schlaffen Luft des Südens und der heißen Sonne. Ach, laß uns träumen, Themistokles, noch gehört uns wenigstens der goldene Traum . . . Im Traume strahlt die Welt uns licht und schön auf ihrer bunten Oberfläche, wer weiß, wie bald das Grau'n uns weckt, das ihr im Kern und Herzen sitzt“.

Doch so innig sich Milto auch mit Themistokles verbunden weiß, stets bleibt sie sich der erhabenen Größe des gewaltigen Mannes bewußt. Sie vermag nicht wie er das Steuer des Weltenschiffs zu lenken: „Die dunkele Seele des Themistokles ist kein Saitenspiel, das leichte Frauenhand regieren könnte. Drauf spielt der Sturm, der auch das wilde Meer bewegt, des Schicksals übermächtige Gewalten, Götter und Dämonen spielen drauf ihr hohes Lied, und zagend nur kann ich den Stimmen lauschen.“

Immer höheren Flug nimmt des Dichters Sprache, Milto weiß, die Ewigen lassen Themistokles nicht niedersteigen. „Zeus selber sendet seinem Sohn den Flammenwagen, vor dem die hellen Blitze wehen, du steigst vom Scheiterhaufen zu den Göttern auf wie Herakles, der Mensch gewesen, Gott geworden ist und durch sein Werk den Himmel sich erwarb. O, nimm mich mit in deine Herrlichkeit! Ich seh die himmlische Akropolis hoch durch den Äther ragen, die Säulen reichen von der Sonne bis zum Sirius, und auf dem goldnen Dach die Äolsharfe singt von der Harmonie der Sphären. Hörst du ihr Lied?“

Themistokles hat ihren Wunsch erfüllt: „Wie eine weiße Tulpenblüte vom roten Saft des Todes übertaut“ liegt sie neben ihm.

Es ist ganz einerlei, welche Figur man aus dem Drama herausgreift, sie gewinnt nur Leben im Schatten des Themistokles, den wir uns nur denken können am Steuer der griechischen Flotte. Und weil der wilde Knoblauch gern neben der Maiblume wächst, so wollen wir neben Milto den wackeren Krokodeilos stellen, den „dickbäuchigen, glatzköpfigen, mit der Hakennase, im blauen, kurzen Kittel“. Er redet gern und viel, und in seiner Art vorzüglich. Er stellt sich uns vor: „Ich bin zwar nur ein kleiner Bürger, aber mich kennt Athen . . . . Bei mir gibt es den

guten Wein vom Berg Hymettos, gibt es die großen Krebse aus dem Hafen, gibt's Austern, Muscheltiere und Sardellen. Bei mir schmaust der Matrose und der Fischer, der Köhler, der mit seinem Kohlenkorb vom Eichenwalde von Acharnä zum Markte zieht, der Bauer, der mit Ferkeln, mit Kohl und Knoblauch handelt. All die guten Bürger kehren bei mir ein und reden mit mir, weil sie mir vertrauen. Niemand kennt so wie ich die allgemeine Meinung des Volkes, und ich sage euch . . ." Er ist ein überzeugter Gegner des Themistokles und seiner Flotte, die das Volk auf die Ruderbank zwingt, wo es schwitzen muß, anstatt in der kühlen Kneipe zu sitzen und Knoblauchwurst zu essen. Wie es zum Krieg kommt und die Perser ganz gegen alle Kleiderordnung herangefahren kommen und auch seinen Schmerbauch bedrohen, da gürtet auch er ein Schwert um und nimmt einen Bratspieß in die Hand. Das größte seiner Gewaffen ist aber der Schild. Und als der König von Sidon in der Schlacht bei Salamis schiffbrüchig ans Land geworfen wird, da bekommt er Mut und stößt ihm das Schwert in die Brust. Mit homerischen Worten begleitet er seine Tat: „Fahr hin zum Schattenland, und sage dort, daß dich Held Krokodeilos hingesendet."

Dagegen wird er ernstlich böse, als die Gefahr vorüber ist und der Friede nicht so aussieht, wie er gern möchte. Wozu jetzt noch die dummen Schiffe bauen! „Der Sieg von Salamis muß endlich einmal recht gefeiert werden. Fortan, ihr guten Bürger, gibt's ein Götterleben in der Stadt Athen. Wir wollen lachen, trinken, singen und Aphrodite unsere Liebesopfer bringen, in steter Freude reiht sich Fest an Fest, und gehen abends wir bezecht nach Haus, so denken wir, was uns der nächste Tag wohl Schöneres bringt. Jetzt läuten wir den Frieden ein, nun kommt das Glück, wir haben es erfunden."

So bereitet er sich den Weg, um Themistokles Verrat vorzuwerfen, weil er bei Xerxes war, um ihn zum Angriff zu bewegen, und so das Vaterland gerettet hat. Krokodeilos wird größer als Themistokles: Zwar ist Themistokles der Sieger von Salamis, aber der Sieger über Themistokles, das ist Held Krokodeilos. Darum wünscht auch der Perserkönig, die Griechen möchten alle Krokodeilen sein. Er soll am persischen Hofe, wohin ihn sein Verfolgungseifer hetzt, alle Ehren genießen, deren er — würdig ist. Solche Worte hört Krokodeilos gern. Warum soll er sich nicht über Orden und Ehrentitel freuen, auch wenn sie von einem König kommen? Spaß macht's doch! Man kann dabei doch die Bescheidenheit lieben und des zum Zeichen täglich in seinen Busen spucken. Als Sklave des Themistokles hat er später freilich kaum dazu Zeit.

Held Krokodeilos zeigt uns in besonderer Weise, was der Dichter Reich dem Gelehrten Reich verdankt. Man vergleiche Shakespeares Falstaff mit Reichs Krokodeilos, den der Dichter mit genialer Intuition wie ein antiker Mimograph geschildert hat, und man erkennt, was die Entdeckung des Mimus für die Entwicklung des Dramas bedeutet. Bei Shakespeare unbewußte Ahnungen, bei Reich die geniale dichterische Verwertung einer ebenso genialen gelehrten Forschung. Zweifellos können gelehrte Forschungen dichterischen Anlagen gefährlich werden, die Mimusforschung Reichs konnte sie nur heben. Denn den Mimusforschungen verdankt Reich nicht zum wenigsten die vollkommene Beherrschung der dramatischen Technik, die einen unpassenden Übergang von der dichterischen in die gelehrte Sprache von vornherein unmöglich macht.

Ein Bild von der Person des Themistokles, wie Reich sie auffaßt, in einigen Worten zu geben, ist unmöglich. Die kleinste Auslassung würde eine Lücke bedeuten. Wo und wann irgend ein Volk eine seiner großen Stunden hat, da es um Sein oder Nichtsein geht, da wird Reichs „Flotte“ ihm sein Spiegelbild vor Augen führen, wenn es ihm nicht an seinem — Themistokles fehlt. Und wo und wann ein Volksführer die Seinen über Kleinmut, Borniertheit und weibische Furcht, über Geldgier und Bosheit zur lichten Höhe seiner wahren Menschheitsbestimmung hinaufgezwungen hat, da wird er Züge von Reichs Themistokles an sich tragen. Wird das Schiff von Sturm und Wellen herumgeworfen, daß die Segel in Fetzen reißen, dann gehorcht auch der widerspenstigste Matrose dem bewährten Kapitän, liegt aber das Fahrzeug in langer Windstille fest, dann kann es wohl vorkommen, daß der Verwegene lieber dem Feigling gehorcht, der ihm nach dem Mund redet. Warum soll denn nur ein Einziger das Vaterland gerettet haben? Alle sind's gewesen. Und wer hat sich am meisten ausgesetzt, Tag und Nacht die größten Anstrengungen ertragen? Wer hat sich den Geschossen der Feinde entgegengeworfen? Der sogenannte „kleine Mann“.

Meisterhaft gelingt es Reich, auch den Perserkönig von der Größe des Themistokles leben zu lassen. Warum kennt jeder kleine Junge den Namen des Xerxes, während er von andern asiatischen Königen, die viel größer waren, nichts weiß? Weil er den Themistokles zum Gegner gehabt hat! Es liegt eine große Auszeichnung darin, wenn man von einem Themistokles auch nur Prügel bekommt, es ist immer besser, als man bekommt gar nichts.

Man kann Reichs Werk beliebig aufschlagen, stets wird man auf Worte stoßen, die wert sind, auswendig gelernt zu werden. „Nebenfiguren“ suchen wir vergebens. Wir haben ein Frauenschicksal vor uns, wenn Kleo den aus der Schlacht heimkehrenden Diokleidos mit den Worten empfängt: „So hat das Opfer doch geholfen, das ich der lieben Fraue von Athen, der goldbehelmten Göttin, dargebracht, sie führte dich aus Not und Flammen heim. Du bist gerettet!“ Wie weiß er den Krieg zu schildern! „Ihr guten Frauen, Mütter, Schwestern, Töchter, mir fällt es schwerer, eure Tränen anzusehn, als das Blut, das draußen floß. Wer kann die Helden alle nennen, die das Schwert gefressen? Sie sanken wie des reifen Ährenfeldes Halme vor der Sichel des blutigen Schnitters Ares. Der sitzt vom Mord gesättigt jetzt auf Leichenhügeln und pfeift sein grauses Lied.“

Mit wenigen Strichen zeichnet der Dichter den Herrscher des Eroberstaates, wenn er seinen Gesandten Ariomardes zu den Athenern also sprechen läßt: „Öffnet eure Tore meinen Heeren, gebt mir die Akropolis und ihre Götter, und ich will ein gnädiger Herr sein, Land und Leben bleibe euch erhalten, denn auch Gutes sah von euch der König, und der Ruhm von eurer Hände Werk drang bis hin zum Turm von Babel. Wohl gefällt mir euer Fleiß, da ihr große Meister seid in Ton und Stein, in Erz und Eisen. Bauleute sollt ihr werden an des Königs hohen Werken, euren Schiffen will ich meine Häfen öffnen, alle Meere, alle Straßen, und der Reichtum fernster Zeiten strömt zu euch, das Gold der Erde. Glücklich sollt ihr sein vor allen meinen Knechten, eure Stadt die reichste in der Welt. Dafür fordre ich als eurer Unterwerfung Zeichen, opfert Babels Göttern . . .“ Wir hören das Rasseln der Sklavenketten, aber für des Volkes Ohren tönen die gleißnerischen Worte lauter — bis Themistokles kommt. Es ist ja ganz gleich, von wem man Brot und Speck bekommt, wenn nur der Speck recht dick ist und die Brotschnitten

nicht abgezählt. Themistokles erst weckt die Seele des Volkes auf. „Rettet eure Seele!“ so ruft er ihm zu. Tempel und Häuser sind fühlloser Stein, Gold und Silber, Samt und Seide sind des Rostes und der Würmer Raub! Opfert, Bürger, denn lebendig ist allein des Volkes Seele, die alle Güter, alle Größe schafft.“

Es bedarf keiner Erwähnung mehr, daß Reich seinen eigenen Stil hat. Er schreibt nicht im Blankvers, auch nicht ganz in reiner Prosa, denn diese Prosa schwingt in gewaltigem Rhythmus von Reichs Dichterherzen, das in dionysisch-tragischem Rausch melodisch wogt wie das Weltmeer im Wind. Ausnahmsweise finden sich einmal reimlose Verse, als Milto kurz vor ihrem Tode zur Leier im persischen Palast griechische Lieder singt:

„Goldenthronende Aphrodite,
Kind des Zeus, unsterbliche Göttin,
Nicht mit dunkler Verzweiflung schlage,
Gnadenreiche, mein armes Herz.“

Das Tiefste in Mann und Weib ist der Kindersinn. Dazu gehört Musik und ein kleines Lied. Sonst aber wüßte ich mit Reichs Sprache nur die Luthers in seiner Rede an den christlichen Adel deutscher Nation zu vergleichen, die in dithyrambischem Schwung daherbraust, voll Melodie und doch ein Sturmwind, der jeden faulen Baum knickt und jeden morschen Balken umreißt.

Reich gibt uns mit seiner Dichtung sein Innerstes. Was er sich erarbeitete, als er den verborgenen Wegen der Theaterkunst in vergangenen Zeiten nachspürte, was er erkämpft und erlitten hat auf den vielverschlungenen Pfaden seines eigenen bunten, schicksalvollen, heroischen Lebens, hier liegt es vor uns in dem Werk des reifen Mannes. Man kann eine Antwort auf eine Rede des Themistokles im ersten Akt auf das ganze Drama anwenden: „Wie Frühlingsregen fallen deine Worte auf unserer Hoffnung dürre Saat, und durch des Zweifels Dunstgewölk bricht leuchtend deine Sonne. Du kamst zur rechten Stunde . . .“

Unsere Feinde möchten uns gern Barbarei andichten, da sie den Krieg nicht gewinnen können. Sie haben keinen großen Feldherrn, auch keinen großen Dichter im ungeheuren Ringen hervorgebracht. Lassen wir sie! Mögen sie sich heiser krächzen mit ihrem Geschrei von den deutschen Barbaren! Mit der Zeit findet „Die Flotte“ auch zu ihnen den Weg!

HERDER IN SEINEM SPÄTEREN VERHÄLTNIS ZUM LOGENTUM

Von Geh. Hofrat Dr. Wernekke

Wenn Herder, der beredteste Verkünder edlen Menschentums, das doch auch der Freimaurerei zugrunde liegt, in späteren Jahren dem Logenleben fern geblieben ist, so läßt sich das aus verschiedenen äußeren Umständen erklären. In Riga war er 1764, also erst 20 Jahre alt, in der Loge „Zum Schwert“ aufgenommen worden. Bald nach seiner Aufnahme wurde er zum Redner der Loge gewählt, und in einem seiner Merkbücher finden sich auch kurze Entwürfe zu einigen seiner Reden, die wohl gedankenreicher gewesen sein mögen, als manche der gleichzeitigen wohl-

gesetzten, aber inhaltsarmen Deklamationen. 1769 unternahm er seine Reise nach Frankreich, 1770 verweilte er in Straßburg, wo er auf den fünf Jahre jüngeren Goethe tiefgehenden Einfluß ausübte, was vor allem im Faust deutlich zu erkennen ist. Von seiner Stellung am Bückeburger Hofe wurde er durch Goethes Vermittlung im Oktober 1776 nach Weimar berufen. Von hier mag er, von der Last mannigfacher Amtsgeschäfte bedrückt, durch allerlei Mißverständnisse geärgert, sich manchmal weggesehnt haben; dennoch verblieb er bis zum Tode in diesem für ihn anregenden, für die Mitlebenden und für die Zukunft so bedeutsamen Wirkungskreis. „In Weimar", schreibt seine Frau, „hat er sich aus mancherlei Gründen nie als Freimaurer bekannt und sich dadurch von mehreren Unwillen zugezogen; er wußte aber von allem Wichtigen, was in der Loge vorging und sprach mit Bode sehr vertraut (darüber)." Bode war 1778 als Geschäftsträger für die Witwe des dänischen Ministers Grafen Bernstorf nach Weimar gekommen und übertrug sein lebhaftes Interesse für die Freimaurerei auch auf die Loge „Amalia". Sie stand seit ihrer Eröffnung, am 25. Geburtstage der Herzogin, dem 24. Oktober 1764, unter der Leitung des Conseilpräsidenten Jakob Friedrich von Fritsch; verschiedene hohe Herren gehörten ihr an, und sie erfreute sich dauernd der Gunst Amaliens, die man zum Dank dafür zur „Amica ordinis" erklären und förmlich aufnehmen wollte — was sie jedoch ablehnte. Ihr Sohn Karl August, für den sie die Regentschaft führte, wurde 1775 vom Kaiser für mündig erklärt, trat aber erst 1782 der Loge bei, jedenfalls auf Anregung Goethes, der zwei Jahre zuvor aufgenommen worden war. Die Wirren, die in jenen Jahren in der deutschen Freimaurerei herrschten, machten sich auch in der Loge „Amalia" fühlbar, und zwar in dem Grade, daß sie bald nach des Herzogs Aufnahme, am Johannistage 1782, ihre ohnehin etwas gelähmte Tätigkeit gänzlich einstellte. Herder war unbeteiligt geblieben. 1786 schrieb er an Heyne: „Ich hasse alle geheimen Gesellschaften auf den Tod und wünsche sie nach den Erfahrungen, die ich aus und in ihrem Innersten gemacht habe, zum Teufel; denn der schleichendste Herrsch-, Betrugs- und Kastengeist ist's, der hinter ihrer Decke kriechet." Eine günstigere Meinung hatte er von dem Illuminatenorden, der von dem Ingolstädter Professor Weishaupt mit einer dem Jesuitenorden nachgebildeten Organisation, gewissermaßen als Ausbau der Maurerei, gestiftet worden war. In diesen Orden ließ sich Herder, ebenso wie Karl August, Goethe, von Fritsch, Loder, Musäus u. a., aufnehmen. Doch war dessen Gliedern keine rechte Wirksamkeit vergönnt: politischer Umtriebe verdächtig, wurde der Orden im Juni 1784 aufgehoben. — Mit einer Neugestaltung der Freimaurerei beschäftigte sich besonders eingehend, vom Drange nach Wahrheit und von Gefühlen warmer Menschenliebe beseelt, Friedrich Ludwig Schroeder, der Hamburger Schauspieler. Es gelang ihm, wohldenkende Männer für seine Sache zu gewinnen, und bei seinem zweimaligen Besuche von Weimar wußte er auch Herdern umzustimmen, so daß dieser bald nach ihrer ersten Unterredung an Schroeder schrieb: „Wenn Ihre Zwecke hergestellt werden (und sie können es leicht), wie vielen Übeln ist vorgebeugt oder abgeholfen — zur Bildung des menschlichen Geistes und Herzens, zum Fortgang der reinen Kultur und tätigen Hülfe, welches Gute für Welt und Nachwelt gepflanzet! Es geschehe. *Fac et percipe opus.* So viel ich kann, will ich gern beitragen." — Konnte denn Herder die Wiedereröffnung der Weimarer Loge, am 24. Oktober 1808, im Anschluß an die Große Loge von Hamburg, nicht mehr erleben, so bildete doch die Freude an Schroeders Unternehmen und die Mitwirkung

dabei, besonders bei Ausarbeitung des neuen Rituals, den Schluß seines eigenen Lebenswerkes. In seiner Adrastea trat er eifrig dafür ein. Im Gespräche „über eine unsichtbar-sichtbare Gesellschaft" ist der Name Freimaurerei noch unterdrückt, nur durch Sternchen angedeutet, und es wird vielmehr auf die Gesellschaft aller denkenden Menschen in allen Weltteilen — besonders auf deren „gedruckte Schriften" hingewiesen; aber in den Freimaurergesprächen wird mit Verständnis und Anerkennung von dem Wesen und der Bedeutung der „Gesellschaft" gesprochen (die irreleitende Bezeichnung als „Orden" war aufgegeben). In den Unterredenden darf man wohl Faust, Horst und Linda Schroeder, Herder und dessen Frau erkennen, in dem gegen Ende hinzutretenden Hugo Böttiger. Obgleich Schroeder betont hatte, die Freimaurerei sei dazu da, etwas zu wirken, nicht dazu, um etwas zu verbergen, wollte er doch ihre eigentümlichen Einrichtungen, namentlich ihr Gebrauchtum, nicht der Öffentlichkeit preisgeben, weshalb er auch später in Jena eine geheime Druckerei gründete, die von Karl August bestätigt wurde. Auf seinen Wunsch erschien daher nur Herders „erste Unterredung" im Drucke; die Fortsetzung ist erst 1886 (durch B. Suphan) veröffentlicht worden; einen richtigen Abschluß hat wohl Herders Tod verhindert. Die „neue Fama Fraternitatis" weiß von den Freimaurern zu melden, nach ihrer eigenen Versicherung hätten sie mit Religion und Politik nichts zu schaffen; daher bliebe ihnen als einer bauenden Gesellschaft nichts übrig als der Bau der Menschheit. Von allen bloß bürgerlichen Zwecken absehend, die den Gesichtskreis verengen, stehen sie auf einem freien und großen Felde; als rat- und tatvolle Schutzgeister sollen sie eintreten, wo die bürgerliche Gesellschaft versagt; jedem Edeldenkenden unsichtbar zur Seite treten; den Schlummernden wecken; den Gesunkenen aufrichten — bei dem allen Verschwiegenheit beobachten; daher die Kraft, die aus der Verbrüderung kommt. Um auf ihren Ursprung Licht zu werfen, wird von der Bezeichnung Masonei ausgegangen. Lessing denkt dabei an ein angelsächsisches Wort „mase" = Tisch, das an eine ritterliche Tischgesellschaft erinnern möge, wie König Arthurs Tafelrunde: eine unbeweisbare Vermutung! Herder wird von der äußeren Gestalt des Logenraums an die altchristliche Basilika erinnert und findet darin einen Hinweis auf den Zusammenhang mit der Baukunst — und das spanische Wort „mazoneria" bezeichne vorzugsweise die Ornamentik der Gothik. Eine nähere Begründung für diese Behauptung wird nicht gegeben, und der ganz berechtigte Einwand, den Hugo am Schlusse macht: „Unsre Maurerei stammt aus England, nicht aus Spanien oder Italien", bleibt unbeantwortet.

* * *

Zusatz.

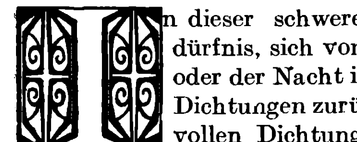
Die vorstehende Ergänzung meiner kurzen Ausführungen in den Monatsheften für Volkserziehung 1918 S. 15 f. ist höchst dankenswert. Mir kam es in dem Streiflicht nur darauf an, darauf hinzuweisen, daß Kühnemann in seiner Herder-Biographie genau wie einst Haym in dem Herderwerke die Beziehungen des Generalsuperintendenten zur Freimaurerei und zur Loge schief dargestellt und falsch beurteilt hat. Ich wollte nicht näher darauf eingehen, weil ja L. Keller in seinem Aufsatze: J. G. Herder und die Kultgesellschaften des Humanismus in: Monatshefte der Comenius-Gesellschaft Bd. 12, 1903, S. 2[illegible] ff. bereits alles Nötige darüber gesagt hat. Kühnemann hätte diesen Aufsatz benutzen können und benutzen

sollen, weil er für die Beurteilung von Herders Stellung zur Freimaurerei, namentlich auch zu einzelnen Brüdern, wie Bode, Schroeder, Böttiger, und zu dem Gothaer Kreise entscheidend sein dürfte. Ich setzte diesen Aufsatz als bekannt bei den Mitgliedern der CG. und bei den Lesern der Monatshefte voraus, hätte aber auch nochmals auf ihn verweisen können. — Übrigens ist über die Personen-Verteilung in den Freimaurer-Gesprächen zu sagen, daß Faust und Linda in den ersten Gesprächen offenbar zu Hause sind, also Herder und Karoline darstellen, daß Horst aber, der die Freunde einläd, in seine „Basilika“ zu kommen und sie dann in seine Bibliothek führt, in Weimar wohnen muß, also nicht Schroeder, sondern nur Bode sein kann. Auch Hugo ist in Weimar ansässig, es ist der Gymnasialdirektor Böttiger.

Wolfstieg

DIE DRAMEN DES SOPHOKLES

Von Dr. Hans Benzmann



In dieser schweren Zeit haben ernste Menschen um so mehr das Bedürfnis, sich von den Aufregungen des Tages in der Stille des Abends oder der Nacht in die beruhigende Sphäre der Geisterwelt, der großen Dichtungen zurückzuziehen. Die Beschäftigung mit ewigen gedankenvollen Dichtungen wirkt wie ein Gang tief in der klaren, ruhigen Nacht unter den vertrauten Gestirnen des Himmels. Diese tiefe, beruhigende, trostreiche Wirkung geht ganz besonders von den großen Werken der antiken Kunst aus. Sophokles! Die Dramen vom König Ödipus!.. Welch' furchtbare Schicksale erfüllen sich in ihnen, welche Leidenschaften toben sich in ihnen aus, typisch nicht allein, sondern auch ganz individuell. — Noch jüngst konnten wir bei einer ausgezeichneten Aufführung der „Antigone“ auf der Berliner Königlichen Bühne erleben, wie sehr das Typische und Großmenschliche mit dem ganz Persönlichen und Individuellen in dieser Tragödie innig vereint erscheint, wie die große Linienführung der tragischen Handlung in ihrer Klarheit durch die ungemein feine Psychologie nicht gestört, sondern gehoben wird. Und, wenn ich hierbei einen Augenblick verweilen darf, man muß doch immer wieder die innere Berechtigung, die große Bedeutsamkeit der sogenannten Einheit von Zeit und Ort für die Bühne, für die Illusion des Zuschauers anerkennen. Diese äußere und innere Geschlossenheit der griechischen Tragödie gewährleistet gewissermaßen die Realität der Illusion in psychologischer und symbolischer Beziehung: ein Schicksal vollendet sich folgerichtig in sich und als Symbol des Allgemein-Menschlichen. Gerade die Tragödien des Sophokles zeigen in ihrer wundervollen Geschlossenheit ihre ewige, ihre immanente Bedeutsamkeit. Man vergleiche hiermit etwa die Königsdramen Shakespeares — sie ziehen vorüber wie ein unabsehbarer Troß riesenhafter eherner Gestalten, man blickt ihnen staunend und überwältigt nach, aber sie sinken erstarrend in die Tiefe gleich ehernen Kolossen.

Die Dramen des Sophokles sind immer wieder ins Deutsche übertragen worden. Die beste ältere Übersetzung — deutsch in den Versmaßen der Urschrift — von J. J. C. Donner wurde vor kurzem neu herausgegeben von Gotthold Klee (Hesse & Becker, Leipzig). Dieser vortrefflichen Übertragung wird sich jetzt eine neue — von Walther Amelung — gleichwertig an die Seite stellen: „Die Dramen des

Sophokles" (verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1916). Bisher ist der erste Band dieser neuen Ausgabe erschienen; er enthält die Ödipus-Trilogie und ein von Amelung selbst gedichtetes, künstlerisch sehr gelungenes, dem Geiste der Antike entsprechendes und für das Verständnis der Dichtung wertvolles Vorspiel „Laios". Beigegeben sind dem Bande als bedeutsamer schöner Schmuck einige Bildnisse des Sophokles und antike Szenen aus der Ödipussage.

Die Verdeutschung Amelungs ist aller Anerkennung wert. Mir ist die leichte Behandlung der Sprache im allgemeinen wie der Versformen aufgefallen. Es ist, als hätte diese Übertragung in ihrer Bevorzugung des einfachen Ausdrucks das uns immer etwas fremd und starr anmutende Gefüge der antiken Tragödie mit warm pulsierenden Leben, mit Blut und Seele durchsetzt. Es ist zu begrüßen, daß die Übertragung das Gefühl betont, den feinen seelischen Ausgleich aller Beziehungen. Von der Rücksicht auf die Versmaße des Originals hat sich Amelung frei gehalten. In den Chören hat er die genaue Entsprechung der Rhythmen in Strophe und Gegenstrophe nicht immer durchgeführt, da für uns das Element fortfällt, das im Griechischen diese genaue Entsprechung notwendig machte: die musikalische Komposition. Häufig hat er in den Chören und den lyrischen Partien — sie wurden in Griechenland gesungen und sind auch in der Übersetzung durch ihr Versmaß von den ehemals gesprochenen Teilen unterschieden — den Reim verwendet, da er der Sprache gerade jenes musikalische Element hinzufügt; doch er hat den Reim nicht erzwungen. Die ungezwungene Entwicklung des sprachlichen Ausdrucks war ihm, wie gesagt, überall die Hauptsache.

Bemerkenswert ist Amelungs Vorwort über die Bedeutung der Ödipussage und über die Entstehung der Trilogie, insbesondere die Auslegung des Gottbegriffs und seines Sinnes in den Tragödien. Von einer Schuld ist in diesen weder in dem alten philiströs-moralischen Sinn, noch in dem heute angenommenen der Motivierung die Rede. Vielmehr waren die Götter unbeschränkte Herren des Schicksals der Menschen, gegen deren Macht alles menschliche Dichten und Trachten eitles Bemühen ist. Diese Auffassung entspricht der Persönlichkeit des Sophokles, aus dessen Privatleben wir wissen, daß er ein frommer Mann, daß er Priester war. In seiner Religiosität scheint er Pindar besonders nahe gestanden zu haben. Ehrfurcht und Ergebenheit sind aller menschlichen Weisheit letzter Schluß. Aber man hätte Sophokles falsch verstanden, wenn man irgendeine Spur eines christlich-ergebenen Optimismus christlicher Demut oder gar Zerknirschung in ihm suchen wollte. „Jener Welt selbstherrlicher, unbarmherziger Götter steht in seinen Werken — dies lehrt ja gerade die Persönlichkeit des Ödipus, auch die der Antigone — eine wundervolle stolze Menschlichkeit entgegen voller Kraft und Würde, eine Menschheit, in deren Inneren das reichste Empfinden des Herzens in heißen Schlägen pulsiert voll leidenschaftlicher Liebe zum Leben, eine irrende, leidende Menschheit, die aber auch da, wo sie sich unter der Macht der großen Herren des Lebens beugt, niemals mit dem Ausdruck schwächlicher Zerrissenheit unterliegt." Man vergleiche hierzu die Entwicklung des Charakters Oedipus in „Oedipus von Kolonos". Hier wird immer wieder von Oedipus selbst betont, wie schuldlos er seinem eigentlichen Verhängnis entgegengegangen ist und daß seine Schuld nur in seinem leidenschaftlichen Wesen, in einem ganz menschlichen Irren, das nur dem Anschein nach eine Begleiterscheinung zu jenen unbewußten Verbrechen bildet, zu suchen ist.

LITERATUR-BERICHTE
DER COMENIUS-GESELLSCHAFT
HERAUSGEGEBEN VON
FERDINAND JAKOB SCHMIDT
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

X. Jahrg. Berlin, im April 1918 Nr. 2

Diese Berichte erscheinen Mitte jeden Monats mit Ausnahme des August und September. Sie gehen an größere Volksbibliotheken, Bücherhallen usw.

Zuschriften, Sendungen usw., sind zu richten an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55

BECKER, CARL, Religion in Vergangenheit und Zukunft. Berlin. Hugo Steinitz Verlag, 1915. 227 S. M 2,—, geb. M 3,—.

Bei aller weisen Mäßigung des Verfassers entstand hier ein fast revolutionäres Buch, das unter Ablehnung des Gottesglaubens die Religion neu zu begründen versucht. Becker erkennt, daß Wissenschaft und Kunst Religion nicht ersetzen kann und sucht sie, unbefriedigt von den bisherigen Lösungsversuchen, in einer nicht außer uns und der Welt, sondern in uns befindlichen Macht, in dem höheren Menschentum, der Seele. In ihr erblickt er das, was er nun doch wieder „das Göttliche" nennen muß. Die Frage nach dem Woher dieser Geistesmacht ist damit freilich nicht gelöst. —

Es finden sich nach den geschichtlichen, an Otto Pfleiderer z. T. orientierten Darlegungen in dem Buch feine Bemerkungen über das Verhältnis von Religion zu Moral-Philosophie und verwandten Gebieten, auch fesselnde Erörterungen der Lehre von Männern, die ihm innerlich verwandt sind, über die er aber entschieden hinauszustreben versucht, so von Rudolf Eucken (S. 120 ff.), Traub (124/8) und Jatho (128/31), der ihm noch der Nächste sein dürfte. — Man sollte sich wenigstens mit diesem gedankenreichen Buch auseinandersetzen, auch wenn man auf einem anderen Standpunkt als der Verfasser steht und glaubt, daß dieser Versuch keine Lösung bedeute, sondern daß es doch möglich sei, alte Formen innerhalb der Gemeinschaft mit neuem Geist zu erfüllen.
Metzger gen. Hoesch,

Kaiserworte, ausgewählt von Dr. FRIEDR. EVERLING. Das Lebensbekenntnis des Kaisers. Zweite Auflage. Berlin, Trowitzsch & Sohn, 1917. Handausgabe auf dünnem Papier, biegsam gebunden. 8°. 256 S. M 2,80.

Das am 6. Dezember 1916 abgeschlossene und mit einem Titelporträt von J. v. Kulas versehene treffliche Schriftchen zerfällt in die vier Kapitel „Der Kaiser", „Der Landesherr", „Der Friedenskaiser" und „Der Oberste Kriegsherr". Dabei bemerkt der Herausgeber S. 10 zutreffend, daß in den beiden ersten Abschnitten der ganz deutsch geeichte Kaiser seine Lebensauffassung in Leit- und Grundsätzen ausspricht und die Bezeichnung „Landesherr" dabei nicht überall im staatsrechtlichen Sinne aufzufassen ist, betont auch, daß der dritte und vierte Teil sich gegenseitig zu dem geschlossenen Eindruck einer gewaltigen Persönlichkeit ergänzen. So enthält denn das

Büchlein eine recht geschickt getroffene und durchgeführte Auswahl nicht nur zahlreicher Kriegs-, sondern auch vieler Friedensworte unseres Kaisers von Anfang seiner Regierung an bis zu dem angegebenen Zeitabschnitte; sehr dankenswert erscheinen auch die am Schlusse beigegebenen wichtigsten Kaiserlichen Kriegserlasse.

Die mitgeteilten Worte sind keineswegs etwa nur Äußerungen von mehr oder weniger vorübergehender hellaufflackernder Begeisterung für einen bestimmten Zweck oder nur bei einer gewissen Gelegenheit vorgetragen, sondern sie stellen uns unsern Kaiser dar in seinem ganzen Deutsch- und Vollmenschentum, gestützt auf unverbrüchliches Gottvertrauen und nie ermüdende Willenskraft, die ihm sein Ziel, unser Vaterland durch einen Weltfrieden zur leitenden Macht des Erdballs, namentlich auch in kultureller und industrieller Hinsicht zu erheben, stets vor Augen halten.

Die Kaiserworte enthalten ferner geradezu Taten, die uns den Weg zeigen, wie wir in dem furchtbaren, noch immer nicht beendeten Weltkriege bestimmt den endgültigen Sieg erringen werden, anderseits enthüllen sie des Kaisers Beziehungen zu den weitverzweigten Verhältnissen des Heeres und der Flotte, der einzelnen bürgerlichen Stände, namentlich der Industrie mit allen ihren gewaltigen neuen, früher für ganz unglaublich gehaltenen Ideen und Erfindungen, sowie der Arbeiterschaft und des Adels, aber auch der Religion und Kirche, Kunst und Wissenschaft, der Erziehung mit allen ihren neuzeitlichen Erscheinungen und Wandlungen, und allen andern Lebensgebieten, denn unter diesen ist wohl keins, das der Kaiser nicht mit seinem großen Interesse begleitet.

So sagt der Herausgeber im Vorwort von dem Büchlein mit Recht, daß es für jeden Patrioten bestimmt sei, für die Brüder im Schützengraben und für unsere Feierstunden, und der Berichterstatter kann ruhig hinzufügen, daß es diesen Zweck recht gut erfüllen wird. Karl Loeschhorn-Hettstedt

HÖLDERLIN. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von FRIEDRICH SEEBASS besorgt durch NORBERT VON HELLINGRADT. München und Leipzig. Georg Müller, 1913.

ZINKERNAGEL, FRANZ. Friedrich Hölderlins sämtliche Werke und Briefe in fünf Bänden. Kritisch-historische Ausgabe. Im Insel-Verlag, Leipzig.

Beide Ausgaben treten als historisch-kritische Gesamtausgaben auf, in beiden wird der literarische und briefliche Gesamtnachlaß des Dichters verwertet, in beiden werden die Fragmente und Varianten berücksichtigt, soweit sie für das Lebenswerk des Dichters von Bedeutung sind, usw. Beide Ausgaben werden von namhaften Gelehrten, die sich die Durchforschung des Nachlasses Hölderlins zu einer Lebensaufgabe gesetzt haben, besorgt. Beide Ausgaben werden von angesehenen Verlegern publiziert und sind, was Papier, Druck, Einband, Bildbeigaben usw. anbetrifft, aufs vornehmste und geschmackvollste ausgestattet. Also die Wahl ist schwer. Unsere Ausgabe wird durchaus vollständig sein, sagt die Ausgabe des Inselverlages, die Handschriften werden nicht nur für die Herstellung des definitiven Textes herangezogen, sondern aus ihnen wird auch alles mitgeteilt, was wesentlich ist, um ein Bild von der Entstehung und den Wandlungen der Werke zu geben. Selbst das soll vorgelegt werden, was eigentlich nur für den Psychiater Interesse hat. Aber dasselbe wird, wie aus dem etwas dunkel stilisierten Vorworte von Hellingradts hervorgeht, auch die andere Ausgabe aufnehmen. Die letztere aber bringt die Werke in chronologischer Zusammenfassung, so daß z. B. der erste Band die Jugendgeschichte und Briefe aus den Jahren 1784 bis 1794 sammelt,

der fünfte — diese beiden Bände liegen bis jetzt vor — die Übersetzungen und Briefe aus den Jahren 1800 bis 1806. Die Ausgabe des Inselverlages verwirft diese Einteilung, die doch immerhin ein Bild von der Entwickelung des Dichters und Menschen Hölderlin gibt. Sie will die Dichtung Hölderlins nicht „durch eine in diesem Falle besonders problematische Entwickelungsgeschichte seines Künstlertums in Selbstzeugnissen ersetzen". Deshalb verwirft sie den Gedanken einer chronologischen Andeutung und bleibt bei der künstlerischen und sachlichen Einteilung des Gesamtwerkes. Vier Bände werden auf diese Weise den Werken vorbehalten, in denen der Dichter allein das Wort hat; ein fünfter Band erst vereinigt die Zutaten des Herausgebers. Im einzelnen verteilt sich der Inhalt folgendermaßen auf die fünf Bände: Erster Band: Gedichte; zweiter Band: „Hyperion"; Aufsatzentwürfe; dritter Band: „Empedokles"; Übersetzungen; vierter Band: Briefe; fünfter Band: Lesarten; Erläuterungen; Paralipomena; Texte der Krankheitszeit. Aus Zweckmäßigkeitsgründen erscheint der zweite Band der Ausgabe als erster. Er bringt neben dem Texte der Buchausgabe von Hölderlins Roman „Hyperion" auch den der vierten älteren fragmentarischen Fassungen, durch deren Nachweis, genaue Festlegung und Auswertung sich der Herausgeber schon vor Jahren um die Hölderlin-Forschung verdient gemacht hat. Ein völlig neues Bild dagegen zeigen die Aufsatzentwürfe, die hier zum ersten Mal ihrem vollen Umfange nach vorgelegt werden. Nicht nur ist alles Erreichbare bis auf einige wenige Worte entziffert, sondern es ist auch hier vielfach gelungen, die einzelnen Fragmente auf Grund äußerer und innerer Momente zu einem größeren Ganzen zu vereinigen. Dadurch aber haben auch alle diese theoretischen Betrachtungen ein so überraschendes Licht erhalten, daß sie der Erkenntnis von Hölderlins künstlerischer Eigenart völlig neue Wege weisen.

Ich möchte jedoch auch die Ausgabe des Verlages Müller in ein helles Licht stellen, insbesondere den fünften Band, der zum ersten Male die Übersetzungen Hölderlins vereinigt, Chor aus der „Antigone", die Hymnen des Pindar: „Oedipus der Tyrann", Anmerkungen zum „Oedipus"; „Antigone", Anmerkungen zur „Antigone"; „Aus dem „Ajax", Fragmente des Pindar, für deren Wesen, Geist und Stil vielleicht kein anderer deutscher Dichter so sehr kongenial empfand wie gerade Hölderlin. Die Sprachgestalt griechischer Dichtung, die so unendlich schwer erfaßbare (ohne Fälschung durch fremden Sprachgeist, ohne Anlehnung an ältere Übersetzungsmuster), ist in der Tat hier in ihrem autochthonen, ja elementaren und in solchem Sinne wahrhaft lebendigen und eigentümlichen suggestiven Wesen deutsch wiedergegeben worden, zum ersten Mal. Und so gehen dem aufhorchenden, dem gebannten Leser hier auch zum ersten Mal recht eigentlich die fast dämonisch schönen und von geheimnisvollem unsterblichem Leben erfüllten Seelen der hellenischen Dichtung auf — der Oden Pindars, des Oedipus, der Antigone. ... Es ist wohl ein freudiges Gefühl der Erwartung, ja der Gewißheit, daß mit diesem zwiefachen Gesamtwerke den Manen des großen Dichters ein würdiges Dankopfer dargebracht werden wird. Dr. Hans Benzmann

WILDENBRUCH, ERNST VON. Gesammelte Werke. Herausgegeben von BERTHOLD LITZMANN. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Ich glaube wohl, daß diese von einem bewährten Freunde des Dichters und ausgezeichneten Literaturhistoriker herausgegebene und gediegen ausgestattete Ausgabe der gesammelten Werke Wildenbruchs vielen willkommen sein wird. Die allen Kreisen gleich sympathische, vornehme und bedeutende Persönlichkeit des Dichters stand allezeit über den Parteien; ich möchte dies auch im künstlerischen Sinne ausgesprochen haben: Wildenbruch ist eigentlich der einzige selbständige Repräsentant jener für

Literatur und Kunst so merkwürdig unfruchtbaren Zeit, die dem letzten großen deutschen Kriege folgte. Die siebziger Jahre waren recht eigentlich die ödeste Zeit des Epigonenzeitalters. Auch Wildenbruch wurzelt in diesem Zeitalter; das lehrt vor allem seine Lyrik, z. B. seine Balladendichtung — an der Lyrik erkennt man immer den künstlerischen Standpunkt des Dichters —, Wildenbruchs Lyrik unterscheidet sich nur durch einen persönlichen Inhalt und durch eine weniger glatte Form von der Geibels und seiner Zeit. Aber Wildenbruchs Eigenart trat doch bald in seinen Dramen und Erzählungen zutage, und auch diese wurzeln allerdings mit ihrem Ideengehalt, mit ihren Motiven in der Zeit, aber doch in einer ganz originellen, durchaus nicht epigonalen Zeit. Und in dieser Beziehung, meinte ich, ist Wildenbruch der eigentliche und erste Repräsentant des Zeitalters Kaiser Wilhelms I. Ja, Wildenbruch ist in so ausgesprochener Selbständigkeit ein Dichter von eigenen Gnaden, daß die spätere Moderne ihn wegen seines ausgeprägten Realismus gern zu den ihren gerechnet hat. Es gab endlich seit der frühesten Entwickelung des Dichters immer viele, die ganz besonders die feine, persönliche und poetische Kunst seiner Erzählungen liebten. Kurz, Wildenbruch wird mit dem tiefen Ernst seiner Persönlichkeit, mit seinen psychologisch und künstlerisch interessanten Dichtungen immer als eine der eigenartigsten Erscheinungen dieser Übergangszeit betrachtet werden. Aus allen diesen Gründen ist die Ausgabe seiner „gesammelten Werke“ mit Genugtuung zu begrüßen. In diese Ausgabe sind nun alle diejenigen vollendeten Dichtungen aufgenommen worden, die Wildenbruch selbst bei seinen Lebzeiten im Buchhandel veröffentlicht hat, wodurch er sich zu ihnen bekannt hat. Ausgeschaltet blieben infolge dessen jene — wie der Herausgeber hervorhebt — verhältnismäßig nicht zahlreichen Dramen, die nur als Bühnenmanuskript gedruckt wurden. Aus einem Nachlaß erscheint zum ersten Mal gedruckt das Trauerspiel „Ermanrich“, das „als mächtiges, ihm tief ins Herz gewachsene Zeugnis seiner letzten Lebensarbeit hier nicht fehlen durfte“. Die Anordnung ist im wesentlichen chronologisch. Dabei aber schien es zweckmäßig, die Dramen für sich und die Romane und Novellen für sich in zwei Reihen zu ordnen, von je neun und sechs Bänden. In der Reihe der Romane und Novellen sind die Motive aus dem Seelenleben des Kindes behandelnden Erzählungen in einem Band für sich zusammengestellt. Der letzte Band der Dramen bringt außer den von Wildenbruch selbst veröffentlichten Jugendwerken noch einige Dramen und Dramenentwürfe der Frühzeit, die für die Entwickelung des Dramatikers bedeutsam sind. Eine dritte Reihe bringt in zwei Schlußbänden außer den beiden Heldengedichten „Vionville“ und „Sedan“ die aus den Handschriften stark vermehrten nach der Zeitfolge ihrer Entstehung geordneten lyrischen Gedichte, ferner die Humoresken, eine Anzahl von Skizzen in Prosa und ausgewählte Reden und Ansprachen. — Bisher sind erschienen: die Bände I bis VIII, enthaltend Erzählungen und Romane, darunter die erste Novelle „Das Riechbüchschen“, ferner bedeutende Dichtungen wie „Der Meister von Tanagra“, „Franzeska von Rimini“, „Vor den Schranken“, „Brunhilde“, die Romane: „Eifernde Liebe“ und „Schwesterseele“. Die Bände VII und VIII enthalten die ersten historischen Dramen „Harold“, „Der Menonit“, „Die Karolinger“, „Väter und Söhne“ (1875—1880), die die Herolde von Wildenbruchs Ruhm gewesen sind, und die späteren „modernen“ der Jahre 1877 bis 1885: „Die Herrin ihrer Hand“, „Opfer um Opfer“, „Christoph Marlow“ usw. Zu jedem Bande hat Berthold Litzmann den Inhalt erläuternde Vorbemerkungen geschrieben.

Dr. Hans Benzmann

Bedingungen der Mitgliedschaft

1. Die **Stifter** (Jahresbeitrag 10 M) erhalten die beiden Monatsschriften der C. G. Durch einmalige Zahlung von 100 M werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die **Teilnehmer** (6 M) erhalten nur die **Monatshefte** für Kultur und Geistesleben.
3. Die **Abteilungs-Mitglieder** (4 M) erhalten nur die **Monatshefte** für Volkserziehung.

Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.
Sie haben ein Eintrittsgeld von 10 M zu zahlen.

Die **Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, die geistigen Strömungen der Gegenwart unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung zu behandeln.

Die **Monatshefte der C. G. für Volkserziehung** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, praktische Volkserziehungsarbeit zu fördern und über die Fortschritte auf diesem Gebiete zu berichten.

Börsenbuchdruckerei Denter & Nicolas, Berlin Mitte